Bergwelt-Pferde : Hybridwesen unter Tage

Autor(en): **Martin, Michael**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **15 (2008)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-99716

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bergwelt-Pferde

Hybridwesen unter Tage

Michael Martin

«Der Signalhammer hatte vier Schläge getan, das Pferd wurde hernieder gelassen. Das verursachte immer eine gewisse Aufregung; denn es geschah manchmal, dass das Tier, vom Entsetzen ergriffen, unten tot anlangte. Oben ward es mittelst eines Netzes gefesselt, wogegen es sich verzweifelt wehrte; sobald es keinen Boden mehr unter sich fühlte, war es wie versteinert; so versank es in der Tiefe ohne ein Beben der Haut mit weiten, starren Augen.»[1] In drastischen Worten schildert Emile Zola 1876 jene Szene, die das Grubenpferd zur Ikone der ausgebeuteten, gequälten Kreatur werden liess. Dies ist umso bemerkenswerter, da, abgesehen von den Bergleuten selbst, kaum jemand von ausserhalb der «Bergwelt» einen derartigen Vorgang beobachtet haben wird und zudem dieses Verfahren nur kurzzeitig – in der Frühphase der Pferdeförderung – angewandt wurde.

Kulturhistorisch betrachtet ist das Pferd höchst ambivalent konnotiert. Das schöne Pferd ist der Innbegriff des Edlen und Ästhetischen, der Vollkommenheit und Freiheit. Ein derartiges Wesen, gefesselt gar, in die Sklaverei der dunklen Unterwelt hinabzulassen, ohne Ausweg für das Fluchttier, gilt gleichsam als Frevel an der Schöpfung. Andererseits hat sich ausgerechnet das Pferd als eines der ersten Tiere vom Menschen domestizieren lassen, war willfähriger Helfer – bis zur Selbstaufgabe – des menschlichen Strebens.

Vor diesem Hintergrund soll der Blick auf das Da-Sein der Pferde in den abgeschlossenen Bergwelten gerichtet werden. Ausgehend von der Prämisse, dass Tiere Akteure der Ausformungen historischer Wirklichkeiten sind, gilt es, die Stellung der Grubenpferde im Spannungsverhältnis zwischen Zechenbetreiber und Belegschaft, zwischen ökonomischen Kalkül und kameradschaftlicher Beziehung zu verorten.

Im ersten Teil wird die Lebens- und Arbeitswelt der Grubenpferde dargestellt. Im Mittelpunkt des Interesses stehen dabei Fragen nach den Bedingungen des Arbeitseinsatzes am Beispiel von Grubenpferden im Ruhrgebiet: warum wurden Pferde überhaupt unter Tage eingesetzt (beziehungsweise wieder abgeschafft), welche Tätigkeiten mussten verrichtet werden und wie gestaltete sich das

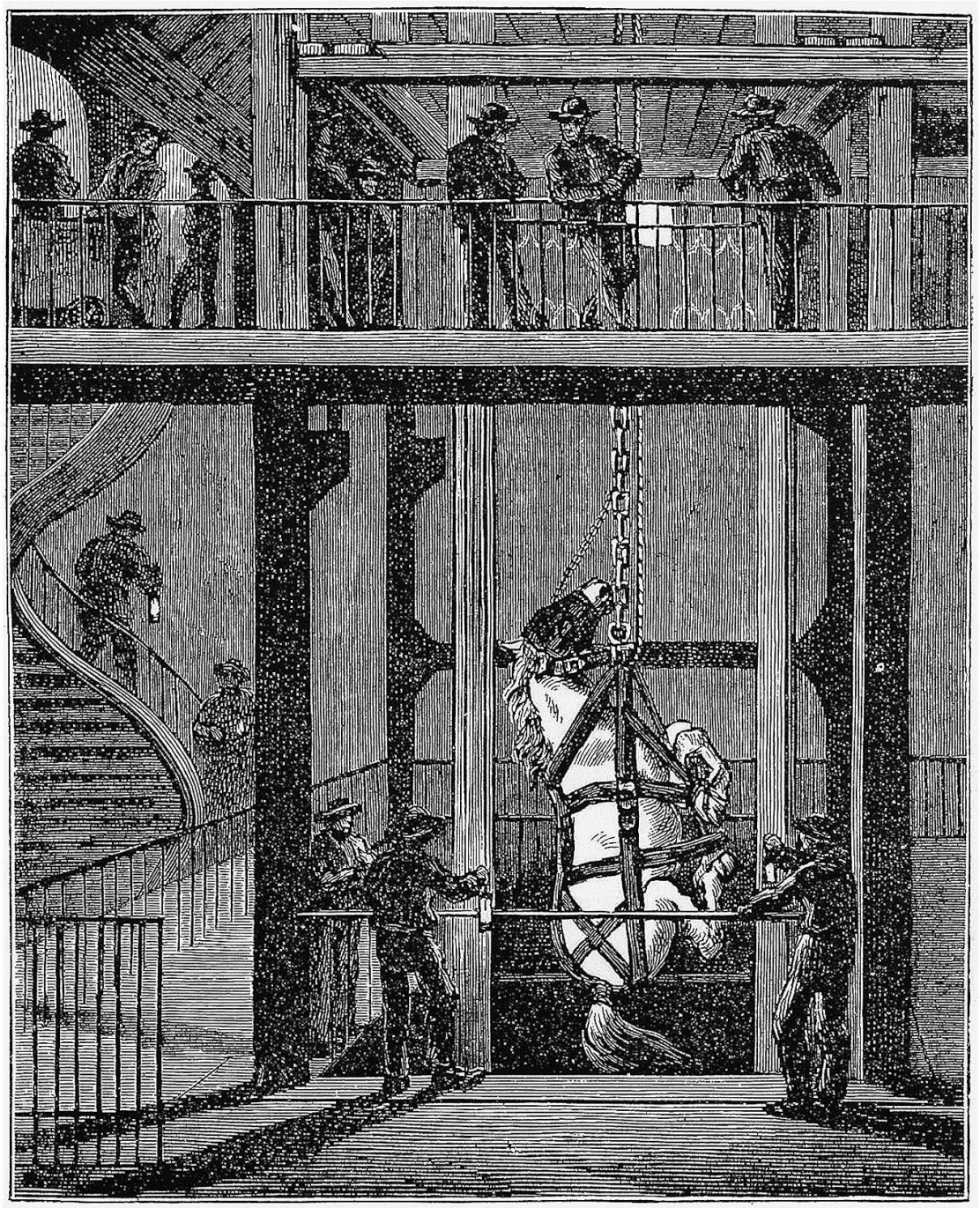

Abb. 1: *Beförderung der Pferde in den Schacht mittels Seilzug. (Quelle: Wilhelm Bersch, Mit Schlägel und Eisen. Eine Schilderung des Bergbaus und seiner technischen Hilfsmittel, Wien 1898, S. 280)*

Verhältnis zwischen Mensch und Tier? Im zweiten Teil soll die Rezeption der Grubenpferde im Kontext der bergmännischen Kultur dargestellt werden. In welcher Form wurde der Arbeitseinsatz der Tiere thematisiert und wie wurde das Miteinander von Mensch und Tier beschrieben?

Bergwelt

Die Verwendung von Pferden bei der unterirdischen Streckenförderung «an Stelle der teuren menschlichen Kraft», begann auf den Zechen des Ruhrreviers erst in den 1850er-Jahren und nahm bis zum Ersten Weltkrieg rapide zu: 1882 waren es bereits 2200 und 1913 8042 Tiere.[2] Als die ersten Versuche mit Pferden unternommen wurden, lag die Veranlassung hierfür «weniger in dem ökonomischen Vorteil der Pferdeförderung als vielmehr in dem Mangel an Schleppern». Denn dem Einsatz von Pferden waren zunächst enge Grenzen gesetzt. Bedingt durch die niedrigen Querschnitte der Strecken konnten nur kleine Ponys mit einer geringen Zugleistung eingesetzt werden. «Allmählich lernte man auch den ökonomischen Vorteil der Pferdeförderung schätzen» und achtete schon beim Anlegen der Strecken in den jetzt entstehenden Grosszechen auf Querschnitte, die den Einsatz kräftiger Arbeitspferde ermöglichten.[3] Da dieser neue Zechentypus bezüglich der Abbautiefe und der Länge des weit verzweigten Streckennetzes immer grössere Dimensionen annahm, konnten die Tiere nicht mehr täglich ein- und ausgefahren werden und mussten in unterirdischen Stallungen untergebracht werden. Damit war die despektierliche «Herablassung» der edlen Tiere in der bergmännischen Arbeitswelt bereits nach wenigen Jahren obsolet geworden.

Auf die Ausstattung der Pferdeställe unter Tage wurde genauestens geachtet, es wurden Musterställe angelegt, nach denen man sich bergpolizeilich zu richten hatte. Im Mittelpunkt standen dabei die gute «Bewetterung» (Belüftung), ausreichende Beleuchtung, Versorgung mit Frischwasser sowie Massnahmen zur Beseitigung der tierischen Exkremente. Hintergrund hierfür war die Gefahr der Ausbreitung infektiöser Erkrankungen, da das tropenähnliche Klima endemische Seuchen förderte. Hatten die Bergleute mit Malaria und dem gefürchteten Hakenwurm (Ankylostomiasis) zu kämpfen, waren die Pferde vor allem vom «Rotz» betroffen, der auch auf Menschen übertragbar war. Mitunter mussten ganze Pferdebestände getötet werden und auch die Reinigung einmal infizierter Gruben führte zu erheblichen Kosten.[4]

Eingesetzt wurden die Pferde unter Tage zur Streckenförderung, das heisst, sie zogen die Kohle auf Schienenwagen vom Abbauort, wo sie gewonnen wurde, zum nächstgelegenen Schacht, wo sie über Tage befördert wurde. Während Schächte die vertikale Verbindung von über- zu untertage darstellen, sind Strecken alle mehr oder weniger horizontal verlaufende Wege unter Tage, wobei erhebliche Unterschiede bezüglich Beleuchtung, Belüftung, Zustand des Bodens und so weiter zu beachten sind. Unter Berücksichtigung erheblicher Abweichungen lässt sich sagen, dass die Wegstrecke eines Pferdes durchschnittlich 1–1,2 Kilometer betrug, wobei es acht Förderwagen mit einem Leergewicht von 2,4 Tonnen und einem Vollgewicht von 6,8 Tonnen zu ziehen hatte. Die

Leistung einer achtstündigen Schicht lag bei 35 Tonnenkilometer. Im Brockhaus von 1875 heisst es diesbezüglich allgemeinverständlich, bei längeren Strecken habe die «Pferdeförderung grosse ökonomische Vorteile. Es werden 7 bis 9 Wagen aneinander gehängt, wobei sich das Verhältnis der Leistung eines Schleppers zu der eines Pferdes durchschnittlich auf 1 : 8,5 herausstellt. Bei Berücksichtigung der Unterhaltungskosten und Löhne ergibt sich ein noch günstigeres Verhältnis dahin, dass dieselbe Leistung durch Pferdeförderung c. 15 mal billiger als durch Förderung mit Menschenkraft ist. […] Nach den Erfahrungen bei unterirdischer Förderung nimmt man an, dass die Leistung eines Pferdes etwa das 6 bis 8-fache der Leistung eines tüchtigen Schleppers beträgt.»[5] Betriebstechnisch gesehen waren auch die Pferde Schlepper und wurden als solche bezahlt (selbstverständlich als *ein* Schlepper). So tauchen auf einem Schichtzettel der Zeche Dahlhauser Tiefbau von 1908 neben den Namen von Bergleuten auch ganz natürlich Anna, Castor und Grete auf.[6]

Während in den Ställen ein Knecht für die Pflege von fünf bis acht Pferden zuständig war, wurde jedes Tier auf der Strecke durch einen eigenen Pferdejungen geführt, der vor dem Pferd ging und den Weg beleuchtete. Bei der Förderlänge herrschten indes unterschiedliche Meinungen. Auf zahlreichen Zechen wurde so verfahren, dass bei Längen weit über einen Kilometer ein Wechsel der Tiere vollzogen wurde, «weil sonst die Pferde zu sehr ermüden und aus gesundheitlichen Gründen, um die Pferde keinem allzu schroffen Temperaturwechsel auszusetzen».[7] Dagegen konstatierte die Unternehmerseite eine andere Strategie: «Der vielfach vertretene Grundsatz, dass die Ausnutzung der tierischen Kräfte dann am grössten sei, wenn die Kraft nicht bis zur Erschöpfung angespannt wird, sondern eine grössere Anstrengung zweckmässig mit einer geringeren wechselt, hat vielfach dazu geführt, grössere Förderlängen durch Wechsel in kleinere Abschnitte zu zerlegen und die Pferde daselbst durch andere abzulösen. Dieses Verfahren hat jedoch mancherlei Schattenseiten, weshalb auf vielen Zechen heute die Pferde Strecken von 3 km ohne Ablösung zurücklegen. Die Pferde kommen auf diese Weise aus den entfernt gelegenen, weniger gut ventilierten Strecken ab und zu in den frischen Wetterstrom der Hauptquerschläge.»[8]

Um die Effizienz der Pferdeförderung zu steigern, wurde sie im Ruhrbergbau an spezialisierte Pferdeverleihfirmen vergeben. Zwischen Grubenverwaltung und Unternehmen bestanden vertragsrechtliche Beziehungen. Die Firma stellte die Tiere, lieferte Futter, Geschirre, Decken und Medikamente. Pferdejungen und Stallknechte wurden von der Zeche bezahlt, die auch für Stallungen, Wasser und Hufbeschlag zu sorgen hatte. Der Verleiher verpflichtete sich, so viele Pferde wie benötigt zu stellen, wobei im Normalfall jedes Pferd pro Tag eine achtstündige Schicht und maximal 27 Schichten pro Monat zu

absolvieren hatte.[9] Auch «Beschädigungen» der Pferde waren vertraglich geregelt: «Für jedes Pferd, dass infolge von Unfall, Hitzschlag oder einer anderen Ursache eingeht, getötet werden muss oder für den Grubenbetrieb dauernd unbrauchbar wird, vergütet die Zeche der Firma eine Entschädigung. Ebenso für verletzte, lahme oder erkrankte Pferde bis zu 3 Monaten.»[10] Die grundsätzlichen Rahmenbedingungen für die schwere Arbeit unter Tage, die Mensch wie Tier belasteten, waren extrem, wobei eine wesentliche Determinante das Grubenklima darstellte. Zum einen waren da die Temperaturen. Je weiter man ins Erdinnere vordrang, umso wärmer wurde es. Pferdeförderung wurde auf Tiefbauzechen eingesetzt, die über 1000 Meter in die Tiefe gingen, wo nicht selten weit über 30 Grad C herrschten. Zu der Hitze trat verschärfend die extrem hohe Luftfeuchtigkeit. Nach einer Reihenuntersuchung von 1880 betrug die relative Luftfeuchtigkeit vor Ort 94–99 Prozent, wozu, neben dem Grund- und Gesteinswasser und der «Berieselung» der Kohlenflöze mit Wasser zum Schutz gegen Feuergefahr, auch die Atemluft beziehungsweise die Ausdünstungen der arbeitenden Menschen und Tiere beitrugen.[11] Unter Tage herrschten klimatische Bedingungen, so ein zeitgenössischer Beobachter, die «obertags bloss in den Tropengegenden und da auch nur zu gewissen Jahreszeiten zu verzeichnen sein dürften».[12]

Nicht zuletzt stellte die eigentümliche Zusammensetzung der Grubenluft eine erhebliche Belastung für Mensch und Tier dar. Charakteristisch war ein relativ geringer Anteil an Sauerstoff bei einem gleichzeitig hohen Kohlensäuregehalt. Die In- und Exspiration der Lebewesen trug das ihre dazu bei, ebenso der Russ der Grubenlampen, die Explosion von Sprengmitteln oder die Verrottung der Grubenhölzer. Zusätzlich belastende Faktoren der Grubenluft stellten wechselnde Anteile von Kohlenoxyd, Schwefelwasserstoff, Ammoniak oder Kohlenwasserstoff – insbesondere in Form von über die Ausscheidungen der Pferde freigesetztes Methan – dar. Dass die schwere körperliche Arbeit unter derartigen klimatischen Bedingungen für Mensch wie Tier besonders anstrengend und gesundheitsbelastend war, ist evident. Eine *Bergpolizei-Verordnung* aus dem Jahr 1887 hatte zwar bestimmt, dass ein Mindestmass von 2 Kubikmeter Luft für jeden unterirdisch beschäftigten Arbeiter und für jedes Pferd 10 Kubikmeter pro Minute vorhanden sein musste, allein die chemische Zusammensetzung der Grubenluft konnte nicht behördlich verordnet werden.[13]

Das Gefahrenpotenzial der Arbeit erhöhte sich für die Bergleute ganz erheblich durch die schlechten Lichtverhältnisse. Bergarbeit fand in weitgehender Dunkelheit statt, wobei vor der Elektrifizierung Ende 1920er-Jahre die einzigen Lichtquellen die Grubenlampen der Arbeiter darstellten. Diese Problematik galt indes nicht für die Pferde, die sich in der Dunkelheit ganz vorzüglich zurecht fanden.[14]

Abb. 2: *Bergmann mit seinem Pferd beim Pausenbrot in der Zeche Robert Müser in Bochum, 1937. (Quelle: Deutsches Bergbau-Museum Bochum)*

Während die angebliche Erblindung der Grubenpferde kulturhistorisch-literarischen Zusammenhängen entstammt und mit der Realität nichts zu tun hatte, entsprach auch die «verbreitete Ansicht, dass häufig Augenverletzungen vorgekommen sein wären und ein Drittel der Pferde ein oder beide Augen verloren hätten [...] nicht den Tatsachen». Zwar gab es ein «entsprechendes Verletzungspotential an freiliegenden Elektro-, Wasser- und Luftleitungen, jedoch kam es nur in geringem Umfang zu derartigen Verletzungen».[15] Denn die Tiere trugen zu ihrem Schutz «Kopf-, Ohrenschutz und Stirnklappen aus harten Gummi bzw. Leder».[16] Hingegen waren die Pferde von Leiden wie Hufschäden oder infektiöse Erkrankungen wie Pferderotz oder Druse betrof-

fen. Zudem belasteten sie, wie die Bergleute auch, die extremen klimatischen Bedingungen, die zu Haut- (Mauke, Ekzeme) und Atemwegserkrankungen («Dämpfigkeit») führten.[17]

Entscheidend für die Arbeitsbedingungen unter Tage war – und dies galt für Mensch wie Tier – der unbarmherzige Arbeitsdruck. Die seitens der Arbeiterbewegung immer wieder vehement beklagte «Jagd nach Kohle» war das Charakteristikum des Arbeitsalltags im Bergbau, wobei die Tiere natürlich Teil dieses Systems waren. «Nach dem Verlassen des Stalles», so wird in einem zeitgenössischen Aufsatz berichtet, «stehen die Pferde den verschiedenen Abteilungssteigern zur Verfügung, die aus ihnen die grösstmöglichste Arbeitsleistung herauszuschlagen suchen, ohne sich darum zu kümmern, ob das Thier imstande ist, ihren Anforderungen zu genügen oder nicht. Man kann ohne Übertreibung behaupten, dass die Pferde von den Grubenbeamten gewöhnlich als Maschine betrachtet und demgemäss behandelt werden.» Aber das Pferd ist «keine Maschine im gewöhnlichen Sinne des Wortes», wie der Autor konstatiert.[18] Sie sind «lebendige Arbeitsmaschinen», die eine gewisse Menge gebundener Energie, die in ihrer Nahrung enthalten ist», speichern. Ganz im Descart'schen Ansatz von der «Tier-Maschine» verhaftet, zeigt er auf, dass die von «unseren lebenden Maschinen» erzeugten sichtbaren mechanischen Energie nur ein «verhältnismässig geringer Teil» in «der Form von messbarer mechanischer Arbeit nutzbar» gemacht werden kann. Anhand differenzierter «Dynamometer-Versuche» weisst der Autor detailliert Möglichkeiten der maximalen Kraftausnutzung nach. Und mit Blick auf betriebswirtschaftliche Faktoren heisst es weiter: «Die Einwirkungen der grossen Ausgaben für Grubenpferde auf die Selbstkosten der Bergwerke rechtfertigen das Bestreben, Mittel zu finden, um aus den Pferden die grösstmögliche Arbeitsleistung herauszuziehen, unter gleichzeitiger Vermeidung jeder Überanstrengung, welche die Thiere vorzeitig abnutzt. Die Hauptsorge der mit ihrer Wartung beauftragten Personen muss darauf gerichtet sein, sie in möglichst gutem Gesundheitszustande zu erhalten, weil davon die gute Ausführung der Arbeit und die Erhaltung des in ihnen angelegten Kapitals grösstenteils abhängt.» Damit wird die Haltung der Grubenbetreiber zur Pferdeförderung mit bemerkenswert eindeutigen Worten zusammengefasst: Für sie war eine pflegliche Behandlung der Tiere vor allem aus ökonomischen Gründen angezeigt. Eine Überforderung, Mängel bei der Unterbringung, minderwertiges Futter oder eine schlechte Behandlung der Tiere wirkten sich zumindest längerfristig als Kosten steigernde Faktoren aus.

Für den Umgang mit den Tieren war auch die besondere Form der bergmännischen Vergütung von Bedeutung. Bergleute wurden nach geförderter Tonnenzahl bezahlt, man arbeitete im sogenannten «Gedinge», einem Gruppenlohn,

der auf die einzelnen Mitlieder, Mensch wie Tier, je nach Status, umgerechnet wurde. Konnte man hier die Pferde schonen? Andererseits führte ein geschundenes, arbeitsschwaches Tier zu erheblichen Lohneinbussen. Der Arbeitsalltag war für die Menschen erheblich gefährlicher und gesundheitsbelastender als für die Tiere. So hatte eine Reihenuntersuchung ergeben, dass die Staubablagerungen in den Pferdelungen erheblich von den Befunden an menschlichen Lungen abweichen, obwohl Stäube gleicher oder ähnlicher Zusammensetzung inhaliert worden waren. Insbesondere wurde dabei festgestellt, dass keins der Pferde, obwohl zwölf Jahre und länger unter Tage tätig, unter silikotischen Lungenveränderungen litt.[19] Die Erklärung für diese vergleichsweise geringe Belastung lag in erster Linie darin, dass die Pferde an Arbeitsorten eingesetzt wurden, die von den eigentlichen Abbaubetriebspunkten mit der höchsten Staubkonzentration relativ weit entfernt waren.[20]

Wie pfleglich und kalkuliert man auch mit den Tieren umgehen mochte, ab den 1890er-Jahren wurde die Pferdeförderung immer problematischer, obwohl in diesem Jahrzehnt die Zahl der Pferde nochmals verdoppelt wurde. Wesentlich für deren Verdrängung war die strukturelle Veränderung des Bergbaus. Zum einen drang der Abbau in immer grössere Tiefen vor, was zu einem erheblichen Anstieg der Temperaturen führte und damit zu einer entsprechenden Verminderung der tierischen Arbeitsleistung. Weitaus bedeutender war jedoch ein anderer Zusammenhang: Die Ausdehnung der Strecken in den modernen Grosszechen nahm kontinuierlich zu bei einem gleichzeitigen rapiden Anstieg der Fördermengen. Beides konnte von den Grubenpferden nicht mehr geleistet werden und so wurden sukzessive mechanische Fördersysteme in Form von Grubenbahnen, aber auch Schüttelrutschen und Förderbändern, eingeführt. Letztendlich ausschlaggebend für die Mechanisierung des Bergbaus waren ökonomische Faktoren. Pferdeförderung war besonders personalintensiv. Beim Verhältnis von Leistungen und Kosten war die mechanische Förderung eindeutig überlegen, zumal hier auch noch die Ausgaben für die Streckenreinigung entfielen und die Reparaturbedürftigkeit erheblich vermindert wurde.[21] Nicht zu unterschätzen sind zudem die Auswirkungen des ersten Weltkrieges, als Grubenpferde in erheblichem Umfang zu Kriegszwecken eingezogen wurden.[22] Hatte die Anzahl der Grubenpferde im Oberbergamtsbezirk Dortmund im Jahr 1913 noch 8042 (100 Prozent) betragen, so waren es 1920 nur noch 3712 (46,2 Prozent) und im Jahr 1927 war die Zahl auf 2024 (25,2 Prozent) herabgesunken. Dieser Trend liess sich nicht stoppen. Auch wenn noch 1929 die besondere «Ausbeutbarkeit» der Tiere betont wurde («Dem Pferde mutet man die denkbar schlechtesten äusseren Arbeitsbedingungen zu, weil es sich willig darin schickt.»),[23] konnten diese die Ansprüche der industrialisierten Grosszechen nicht mehr erfüllen.

Rezeption

Eine Reflexion auf die Nutzung der tierischen Arbeitskraft fand im Rahmen der Arbeiterkultur allenfalls im literarischen Kontext statt. Der Topos der Auszehrung, der Ausbeutung der (menschlichen) Arbeitskraft unter Einsatz des Lebens angesichts der vielfältigen Gefahren unter Tage prägte die Bergarbeiter-Literatur durchgehend. Dies gilt auch für die literarische Rezeption der tierischen Arbeitswelt, wobei hier der Schwerpunkt jedoch auf dem Ausgeliefertsein der Kreatur liegt. Thematisiert wird insbesondere die Zwangsverbringung des Tieres in die abgeschlossene, dunkle Bergwelt. Als eins der berühmtesten Bergmannsgedichte gilt die *Ballade von einem blinden Grubenpferd* von Paul Zech (1881–1946), das die zentralen Metaphern bereits in der ersten Strophe aufnimmt:

«So schwarz weint keine Nacht am schwarzen Gitter,
wie in dem schwarzen Schacht das blinde Pferd.
Ihm ist, als ob die Wiese, die es bitter
in jedem Heuhalm schmeckt, nie wiederkehrt.»[24]

Typischer indes als jenes Werk Zechs sind die zahllosen Gedichte der «echten» Arbeiterdichter, also Bergleuten, die unter Tage arbeiteten und in ihrer Freizeit literarisch tätig waren. Einer der bekanntesten war Otto Wohlgemuth (1884–1965), in dessen *Grubengaul* es unter anderem heisst:

«Der Gaul war invalide. Es war klar,
dass nichts mehr mit ihm anzufangen war.
Der Kopf hing ihm so tief, bis zu den Knien.
Er konnte kaum noch ein paar leere Wagen ziehn.

Sprach einer: Fertig, für den Schinder reif!
Da stand der Gaul, verbraucht und alt und steif.
In unbewusster Not und stummer Pein
verkroch ein Tier sich in sein dumpfes Erdensein.»

In den folgenden Strophen werden Arbeitsfron und – natürlich – das fehlende Sonnenlicht beklagt: «Im Schlamm, in Enge tat ich meine Pflicht / Ich sah doch achtzehn Jahre lang kein Tageslicht!», bis zuletzt das arme Tier über Tage verbracht wird, um auf einer Weide sein «Gnadenbrot» zu erhalten. Doch währte dies nicht lang:

«Er war so müde. – O, der Wind, dies Schweben
Auf einmal fühlte er ein tief' Durchbeben.
Gesang durchbrauste ihn mit dunklen Flammen:
Erst brach er in die Knie, dann stürzte er zusammen.»[25]

Dieses Gedicht erlangte grosse Popularität. Zwar mochte einigen das Los der geschundenen Kreatur nahe gegangen sein, mehr noch wird man aber im alten Grubengaul das eigene Schicksal gesehen haben. Dies gilt insbesondere auch für die Werke des wohl populärsten Bergarbeiter-Dichters jener Zeit. Heinrich Kämpchen (1847–1912), als Streikführer entlassen, schrieb er über Jahrzehnte wöchentlich für die gewerkschaftliche *Bergarbeiter-Zeitung*. In seinem Gedicht «Ein Grubenpferd» wird ein zu wildes Kutschpferd des Direktors «zum Grubenpferde degradiert», eine offensichtliche Analogie zur «Domestizierung» der Bergarbeiterschaft durch die Zechenbetreiber. Unter Tage hatte das Tier die übliche Fron zu erleiden:

«Es musste ziehen und es zog – die Geissel
Des Treibers brach den Trotz ihm – aber mehr
Das Dunkel und die Moderluft des Schachtes. –
Ein Jammerdasein war's dem edlen Ross. –
Die Schläge fielen hageldicht, so bald
Der Wagenpark nicht schnell genug vom Schacht
Zum Schachte flog – ob schuldig oder nicht …»

Schliesslich floh das Tier, «war's Wut, Verzweiflung, Freiheitsdrang […] durchs Streckendunkel», wo es den Tod fand. In den Schlusszeilen heisst es indes:

«Ein Pferd nur, bah, ein Grubenpferd, und darum
So viele Worte – hör' ich Leser sprechen. –
Ja, nur ein Pferd – ihr habt mich nicht verstanden.»[26]

Offensichtlich war Kämpchen klar, dass das Schicksal des Grubenpferds der bergmännischen Leserschaft kaum naheging. Doch dem sozialistischen Schriftsteller ging es natürlich weniger um die Situation der Tiere, sondern um die Lage der Arbeiterklasse. Neben der Empathie für die geschundene Kreatur steht deren Los als «Arbeitssklave», gleich den Bergleuten, die der «Antreiberei» durch die Steiger ausgesetzt waren, im Vordergrund und nicht tierschützerische Aspekte. So finden sich auch keinerlei Positionen seitens der Arbeiterbewegung bezüglich einer generellen Abschaffung der Pferdeförderungen oder auch nur Interventionen gegen tierquälerische Ausbeutungsformen.[27]

Misshandlungen der Tiere, die es gegeben haben wird, werden auch in literarischen Texten selten thematisiert, wenn doch, dann zur Charakterisierung verhasster Vorgesetzter. So wird etwa der Typus des Pferdeschinders so beschrieben: «Den Jupp Steinbrink, den kannte ich aus der Waschkaue. Der war berüchtigt, weil er sein Pferd mit der Wetterlampe vor den Kopf schlug, wenn er nicht parierte.»[28] Dass er «berüchtigt» war, mag als Hinweis darauf gelten, dass derartige Grobheiten keineswegs «normal» oder gar geschätzt waren. Offensichtlich sah man daher auch seitens der behördlichen Aufsichtsorgane bezüglich des Umgangs mit den Pferden keinen besonderen Handlungsbedarf. In der voluminösen «Bergpolizeiverordnung» aus dem Jahre 1911 wird das Grubenpferd zur Marginalie. Von den insgesamt 374 Paragrafen widmen sich ganze zwei der Pferdeförderung. Der Paragraf 42 behandelt technischen Fragen wie die Ankuppelung der Förderwagen, das maximale Schrittfahren, den minimalen Abstand zwischen den Zügen sowie die Beleuchtung der Züge. Im Paragrafen 43 heisst es lapidar: «Das Misshandeln und Necken der Grubenpferde ist verboten.»[29]

Die Menschen identifizierten sich stark mit ihren vierbeinigen Kameraden, deshalb entwickelte sich zwischen Mann und Pferd häufig eine enge Beziehung. Die schwere tägliche Anstrengung der Tiere beim Schleppen, vor allem aber ihr Dasein in der Dunkelheit und ihr eintöniges Leben im unnatürlichen Lebensraum erregten Mitgefühl und weckten Hilfsbereitschaft. Viele Bergleute spiegelten in den Tieren ihr eigenes Schicksal, und manch einer verwöhnte die Pferde mit Leckereien oder teilte gar mit ihnen die eigenen Butterbrote. Das Miteinander mit dem Tier in der unwirklichen Welt der Maschinen hatte für viele auch etwas Tröstliches. Bergleute widmeten verstorbenen Grubenpferden symbolische Grabsteine, schrieben Bücher und Gedichte, schnitzten oder malten nach Feierabend Abbilder ihrer tierischen Kameraden. Das Grubenpferd wurde von vielen Bergleuten als «Kumpel auf vier Beinen» angesehen. Bezeichnend hierfür ist jene Episode, die sich anlässlich der verheerenden Grubenkatastrophe im französischen Courrières im Jahr 1906 ereignete, bei der über 1000 Menschen (und ungezählte Pferde) starben. Als sich eine Gruppe Bergleute 20 Tage nach ihrer Verschüttung befreien konnte, schilderte ein Überlebender die Extremsituation der Eingeschlossenen. Während manche «einen Tobsuchtsanfall» bekamen, «einige lachten, andere sangen», diskutierte man tagelang heftig die Frage, ob man das überlebende Grubenpferd schlachten solle: «Wir quälten uns mit dieser Frage. Dieses Pferd war uns Kamerad geworden. Es war ebenso lang Bergmann wie die Hälfte von uns. Wir meinten, es sei eine unkameradschaftliche Feigheit, das Tier heimtückisch zu töten.»[30] Wenn in diesem Fall auch letztlich der Hunger siegen sollte, charakterisiert das Beispiel doch die Verwischung der Konturen von «Mensch» und «Tier».

Hier manifestiert sich der ganz aussergewöhnliche Status der Grubenpferde, die, selbst in einer derartigen Extremsituation, als dem Menschen nahezu gleichberechtigt angesehen wurden.
Dieses spezielle Verhältnis zwischen Mensch und Tier im Bergbau prägte das gesamte Arbeitsleben und ging noch weit darüber hinaus. Letztendlich wurden beide, soweit sie den beschwerlichen und gefahrvollen Arbeitsalltag überhaupt überlebt hatten, zum «Knappschaftsrentner». Das gemeinsame Schicksal schweisste für ein Leben lang zusammen. Zum Abschied des «letzten Grubenpferdes» im Ruhrbergbau wurde unter dem Titel «Abschiedsgruss an Tobias und alle Grubenpferde» ein Gedicht in «klassischer» Diktion der Bergarbeiterdichtung verfasst, in dem diesbezüglich es unter anderem heisst:

«Durch weite Strecken tief unter der Erde
im felsigen Gestein in finsterer Nacht
zogt ihr, ihr treuen Grubenpferde
die schwer beladenen Wagen zum Schacht.
Ihr habt dem Kumpel das schwarze Gold,
das mühsam er im Flöz gebrochen,
als schwere Last zum Schacht gerollt
mit zitternden Flanken und müden Knochen.
Das letzte Pferd im Ruhrrevier –
Tobias' treues Auge bricht,
ein «Knappschaftsrentner» so wie wir
die letzten Jahr' im Sonnenlicht.
Lebt wohl, denn andere Zeiten sind erwacht.
Der Hammer dröhnt, Maschinen hetzen,
ihr atmetet mit uns im Schacht,
wer kann die Kumpelschaft ersetzen?»[31]

Schluss

Ein wesentlicher Aspekt für die Einschätzung beziehungsweise Bewertung der Arbeit von Pferden unter Tage ist die Unwissenheit der Menschen über Tage. Genau genommen tat das Grubenpferd kaum etwas anderes als das Arbeitspferd, nur die Translotion des Pferdes vom Acker, letztendlich von der Steppe, in die Grube, macht das Unerhörte aus und provoziert die rückblickende Empörung. Für die Zeitgenossen hingegen war der Einsatz von Grubenpferden die (zeitweilig) angemessene Form der Kohleförderung und wurde daher auch nicht problematisiert. Der historische Arbeitsalltag war für die Tiere keineswegs durch beson-

dere Formen der Ausbeutung oder Grausamkeiten gekennzeichnet. Zwar waren sie, ebenso wie die Menschen, katastrophalen Arbeitsbedingungen ausgesetzt, die geprägt waren von Dunkelheit, Hitze, schlechter Luft und einem extremen Arbeitsdruck. Die spezifische Arbeitsorganisation, in der sie eingebunden waren, schützte sie jedoch weitgehend vor Rohheiten. Die Grubenbetreiber hatten ein ausgeprägtes Interesse am Wohlergehen der Tiere, da diese für sie nichts anderes als lebendes Kapital waren, das es im Dienste der Profitinteressen einzusetzen galt. Für die Arbeiter stellte sich die Situation weit komplexer dar, die Pferde waren Werkzeug und Kollege zugleich. Über das Lohnsystem war man in einer Gruppe aus Mensch und Tier vereint, was, schon aus monetären Gründen, zu Rücksichtsnahmen führte. Aus der Arbeitsgemeinschaft wurde indes aufgrund der einzigartigen, abgeschlossenen Bergwelt, zugleich auch eine Schicksalsgemeinschaft. Man hatte Respekt vor der Mitkreatur.

Die Tiere sollten, so mahnte es die Produktivität, entemotionalisiert und im Kontext der Industrialisierung des Bergbaus konsequent auf ihre Funktion reduziert werden. Gleichzeitig waren sie in einer eigentümlichen Hybridstellung verortet: sie wurden wie Menschen als Schlepper geführt, von den Bergleuten als «Kumpel» gesehen und literarisiert, gleichzeitig galten sie rechtlich selbstredend als Sache. Das Grubenpferd wurde somit zum Zentaur, halb Mensch, halb Pferd, Produktivkraft und Produktionsmittel zugleich.

Anmerkungen

1 Emile Zola, *Germinal* (übertragen v. Arnim Schwarz), Berlin 1946, 77.
2 Franz-Josef Brüggemeier, *Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889–1914,* München 1985, 81.
3 Verein für bergbauliche Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund (Hg.), *Die Entwicklung des Niederrheinisch-Westfälischen Steinkohlen-Bergbaues in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1902, V, 44–56.
4 Dirk Theegarten, «Das Grubenpferd im rheinisch-westfälischen Bergrevier», *Der Anschnitt* 54 (2002), 165–169.
5 Hermann Brockhaus (Hg.), *Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,* Erste Section, A–G, Leipzig 1875, 329 f.
6 Margrid Gantenberg, «Grubenpferde – die treuen Begleiter und Kumpel des Bergmannes bis 1966 im westfälischen Kohlenbergbau», in Walter Gantenberg, Engelbert Wuehrl (Hg.), *Über allem thronte der Horkenstein,* Bochum 1996, 135–144; Evelyn Kroker, Gabriele Unverferth, *Der Arbeitsplatz des Bergmanns in historischen Bildern und Dokumenten,* Bochum 1981, 130 f.
7 Karl Selbach, *Illustriertes Handlexikon des Bergwesens*, Leipzig 1914, 413.
8 Verein (wie Anm. 3), 51 f.
9 Theegarten (wie Anm. 4), 165
10 Friedrich Roth-Brüser, *Das Grubenpferd. Untersuchungen über Haltung, Fütterung, Arbeitsleistung und Krankheiten bei dem Grubenpferd im rheinisch-westfälischen Bergrevier,* Diss., Hannover 1942, 14.

11 Schlockow, *Die Gesundheitspflege und medizinische Statistik beim Preussischen Bergbau,* Berlin 1881, 99.
12 Hugo Goldmann, *Die Hygiene des Bergmannes, seine Berufskrankheiten, erste Hilfeleistung und die Wurmkrankheit,* Halle (Saale) 1903, 6.
13 Herold, *Der Arbeiterschutz in den Preussischen Bergpolizeiverordnungen. Für die Weltausstellung in St. Louis 1904 im amtlichen Auftrage bearbeitet,* Berlin 1904, 97 ff.
14 Martina Bley, «Wie fühlt es sich an, ein Pferd zu sein? Zur Frage des Bewusstseins von Pferden: Sinnesleistung, Emotion, Motivation, Kognition», in Sabine Hanneder (Hg.), *Mensch und Pferd – Neue Aspekte einer alten Beziehung. Wissenschaftliche Vortragsreihe des Fördervereins Mensch und Tier e. V. in Kooperation mit dem «Pferdeprojekt» der Freien Universität Berlin,* Berlin 2002, 15–59, hier 21. Ebd.: «Darüber hinaus enthält das Pferdeauge eine spezifische Membran, die das Licht zusätzlich spiegelt. Dadurch leuchten die Augen der Pferde ähnlich denen der Katzen, wenn sie in der Dunkelheit angestrahlt werden.»
15 Theegarten (wie Anm. 4), 3.
16 Roth-Büser (wie Anm. 10), 29.
17 N. Bischofswerder, «Das Leben des Grubenpferdes und seine Krankheiten», in *Berliner Tierärztliche Wochenschrift* 47 (1931), 698 f.
18 C. Boissier, «Die Arbeit der Grubenpferde», *Glückauf. Berg- und Hüttenmännische Zeitschrift* 33 (1897), 854–859.
19 H. J. Einbrodt, W. Weller, «Über die Staubretention in Lungen und Lymphknoten von Grosstieren (Grubenpferden)», *Beiträge zur Silikose-Forschung* 90 (1966), 11–18.
20 H. J. Einbrodt, H. Metze, «Mikroskopische Untersuchungen an Stäuben aus den Lungen von Grubenpferden», *Beiträge zur Silikose-Forschung* 91 (1967), 37–50.
21 Verein (wie Anm. 3), 51–56.
22 Uwe Burghardt, *Die Mechanisierung des Ruhrbergbaus 1890–1930,* München 1995, 197.
23 H. Jahns, «Wirtschaftlichkeit der Förderung mit Pferden, Abbaulokomotiven, Förderbändern und Schlepperhaspeln in Abbaustrecken bei steiler und bei flacher Lagerung», *Glückauf* 65 (1929), 1789–1799 (dort auch die Zahlenangeben).
24 Paul Zech, *Ausgewählte Werke,* Aachen 1999, I, 175; zur Person vgl. die ausführliche Einleitung ebd. sowie: Paul Zech, in Walter Gödden, Iris Nölle-Hornkamp (Hg.), *Westfälisches Autorenlexikon,* Paderborn 1997, III, 893–916.
25 Wohlgemuth, Otto: *Der Grubengaul,* zit. nach: Walter Köpping (Hg.), *Lebensberichte deutscher Bergarbeiter,* Oberhausen 1984, 170–171; zur Biografie vgl. *Westfälisches Autorenlexikon,* Bd. III, 1850–1900, 877–887.
26 Heinrich Kämpchen, «Ein Grubenpferd», in Ders., *Was die Ruhr mir sang,* Bochum 1909, 53.
27 Einschlägige Quellen fanden sich weder in den Akten des weltweit grössten Bergbau-Archivs in Bochum noch in den Protokollen der Versammlungen der Bergbau-Gewerkschaften oder den bergmännischen Beschwerden. Vgl. zu Letzteren Klaus Tenfelde (Hg.): *Bis vor die Stufen des Throns. Bittschriften und Beschwerden von Bergleuten im Zeitalter der Industrialisierung,* München 1986.
28 Wilhelm Helf, *Die Träume vom besseren Leben. Lebenserinnerungen 1900–1933,* Köln 1977, zit. nach Köpping (wie Anm. 25), 154–164, hier 157.
29 *Sammlung der für den Oberbergamtsbezirk Dortmund geltenden wichtigsten bergpolizeilichen Verordnungen und Bestimmungen nebst Erläuterungen,* bearb. v. Oberbergrat Schlattmann, 8., neubearb. Aufl., Essen 1929, 37.
30 Wilhelm Haase-Lampe, *Die Rettungs- und Gewältigungsarbeiten in Courrières 1906,* in Ders., *Sauerstoffrettungswesen und Gasschutz,* Lübeck 1929, Bd. III, 361–392, hier 380.
31 Zit. nach: Klaus Drawer, *Erinnerungen an das Grubenpferd,* Bochum 1982, 21.

Résumé

Les chevaux et l'exploitation minière: des êtres hybrides à la mine

Le fait que le cheval, icône de la liberté, ait été conduit à servir de bête de trait dans les travaux d'extraction minière, n'a guère été thématisé dans sa réalité contemporaine. Raison pour laquelle la compréhension de ce chapitre relativement court de l'histoire de l'extraction soit empreinte de préjugés et de méconnaissance. Partant de la prémisse selon laquelle les animaux sont les acteurs de la formation de la réalité historique, l'article décrit les conditions de vie et de travail des chevaux de mine. Celles-ci ne révèlent d'ailleurs pas des formes particulières d'exploitation ou de cruauté en comparaison avec celles qui prévalent pour les chevaux de trait en milieu agricole. Bien sûr, comme les hommes, ces chevaux étaient exposés à une extrême charge de travail dans des conditions catastrophiques, que ce soit la pénombre, la température élevée ou une aération déficiente. Mais ils étaient liés à une organisation spécifique du travail qui les protégeait largement de toute barbarie. Dans une seconde partie, l'article thématise la relation homme-animal dans la culture minière, où le cheval de mine était à la fois conçu comme un moyen de production et comme un être vivant et sensible, tandis qu'il servait aussi de repoussoir aux conditions de travail.

Traduction: Frédéric Joye-Cagnard